

und unbedingter Bewältigung wird hier eine Namenkunde geboten, nicht nur geeignet, die Bewohner dieses Bodens um ein wesentliches Stück kulturgeschichtlichen Wissens zu bereichern, vielmehr ist auch weit hinaus ein Vorbild dafür aufgestellt, wie eine solche, niemals leichte Aufgabe gelöst werden kann. W. verzichtet auf jede Beigabe von Bildern oder Karten; dennoch wird die alte Hansestadt in jedem Strassenzug und ihrer gesamten Anlage, ihren kirchlichen und weltlichen Bauten, ihren inneren und äusseren, vergangenen und gegenwärtigen Verhältnissen auf das anschaulichste lebendig. Der Verfasser weiss viel mehr, als er sagt; darum tritt er sicher auf und vergibt sich nichts, wenn er auch einmal ein Rätsel ungelöst lässt, für das sich aus flacherer Kenntnis wohlfeile Lösungen angeboten hätten. Er liebt seinen Gegenstand und bleibt doch jeden Augenblick der besonnene, auch einmal lächelnde Beurteiler, der seine Aufgabe löst, ohne sie aufzubauchen.
Giessen. Alfred Götze.

Karl Prause, Deutsche Grussformeln in neuhochdeutscher Zeit. (Wort und Brauch, 19. Heft.) Breslau, M. & H. Marcus. 1930. XII, 286 S.

Nachdem Kl. Stroebe die altgermanischen Grussformeln, W. Bolhöfer aber Gruss und Abschied in alt- und mittelhochdeutscher Zeit behandelt hat, nachdem für die neuere Zeit von Kretschmer wenigstens die Grussformeln der hochdeutschen Umgangssprache durchmustert worden sind, stellt sich P. die Aufgabe, die Grussformeln der neuhochdeutschen Zeit auf breiter Grundlage zu untersuchen. Den Löwenanteil seiner Sammlung lieferten natürlich die neudeutschen Mundarten, von denen er dankenswerterweise auch die schweizerischen und österreichischen heranzog. Er erlangte diesen Stoff vor allem durch die grossen modernen Mundartwörterbücher und durch Auskünfte der Wörterbuchkanzleien; in bestimmten Fällen ergänzte er noch durch Fragebogenumfragen¹.

Was zunächst auffällt, ist die ausserordentliche Fülle des Stoffs, die der Verf. barg und die seinem Fleiss das beste Zeugnis ausstellt, wenn auch selbstverständlich der erfasste Stoff stets nur ein Teil des vorhandenen sein kann (lehrreich für die Fülle des Vorhandenen die Zusammenstellung für 'Abschiedsschlag' auf S. 246). Dieser reiche Stoff, der übrigens auf einem sehr weit gefassten Begriff des Grusses ruht, ist sodann übersichtlich geordnet; zunächst gruppiert P. nach Sachgruppen, innerhalb der kleinsten Sachgruppen aber nach dem geographischen Prinzip, das von den niederdeutschen über die mitteldeutschen zu den oberdeutschen Mundarten führt. Und an diesem Stoff wurde endlich eine Reihe wichtiger Allgemeinbeobachtungen ganz verschiedener Art gewonnen. Sie sind teils in den einleitenden §§ 1—5 zusammengestellt; teils wird man vom Wort- und Sachregister noch zu ihnen hingeführt.

Ich greife einige dieser Beobachtungen heraus. Vom geistesgeschichtlichen Standpunkt aus interessiert da z. B. besonders die Prägung christlicher Grussformeln oder die christliche Umprägung erbter älterer Grüsse (wichtig in diesem Zusammenhang die Predigt auf S. 165 f.!). Soziologisch aufschlussreich sind die Beobachtungen über die „Grussfragen“, die dem ländlichen Gruss Fülle und

Abwechslungsmöglichkeit verschaffen. „Würde man alle diese Grussfragen zusammenstellen, so hätte man ein getreues Abbild aller ländlichen Arbeiten . . .“ (S. 7). An der Lautgestalt aber fällt vor allem die starke Abschleifung auf, der die meisten Grüsse und Grussformeln unterliegen und die z. B. von einem *bis Gott willkommen* nur ein *skolkum* übrig lässt (S. 10).

Im Aufschliessen dieser allgemein interessanten Ergebnisse hätte P. nun allerdings in den Einleitungsparagraphen oder im Wort- und Sachregister noch ein gut Stück weitergehen können, als er gegangen ist. Auch hierfür nur ein paar Beispiele. Warum fehlt ein übergreifender Hinweis auf die sprachmelodische Abstufbarkeit ein und desselben Grusses (s. z. B. S. 58) oder auf die eigentümliche Umkehrung der Grussformel bei der Antwort (s. S. 11. 202) oder auf das Zum-Wort-werden der Gebärde (z. B. *Küss die Hand, Nimm Geleit mit*)? Warum findet sich weder S. 8 noch S. 266 („Uebernahme aus dem Französischen“) ein Hinweis auch auf *salut, à votre santé* und das als Lehnübersetzung von *au revoir* angesprochene *Auf Wiedersehen*? Wie diese und andere Fälle zeigen, hätte Verf. den von ihm selbst gehobenen Reichtum noch stärker ausmünzen können. Darin steckt ja freilich zugleich die Anerkennung, wie vielfältig dieser Reichtum ist!

Zum Schluss noch einige Einzelbesserungen oder -ergänzungen, die ich zumeist dem Apparat des Hessen-Nassauischen Wörterbuchs (App.) oder dessen Druckpublikation, dem Hessen-Nassauischen Volkswörterbuch (HNWwb.), entnehme. Das recht auffällige *guten* (mundartlich *gourə, gürə* u. ä.) für *guten Tag* (S. 26) kennt App. nicht nur im nordöstlichen Taunus, sondern auch darüber hinaus, so in Weisel bei Caub, in Wissenbach (Dillkreis) und in Hanau; z. T. steht allerdings volleres *gundax* u. ä. daneben. Wenn man in Niedermörsbach (nicht Niedermorsbach) zu einem Lesenden sagt *seirer am lihre* (S. 141), so ist *lihre* darin neuhochdeutsch *lehren*, nicht *lernen* (s. HNWwb. 2, 86, 10ff.). Zur Herleitung von *Letzte* 'Abschiedsschlag der Kinder' aus *Letze* (s. S. 247) s. HNWwb. 2, 131, 10f. Das S. 121 erwähnte *mach(t)s gut* kommt auch in Hessen und Nassau vor (s. HNWwb. 2, 205, 37ff.); dabei hat es dort mancherorts mit räumlich benachbartem *gute Nacht* die Additionsform *machts gute Nacht* ergeben (HNWwb. 2, 205, 41f.). Zu der Eichsfelder Beileidsformel auf S. 241 vgl. die ähnlichen im HNWwb. 2, 101, 28ff. und deren zutreffende Würdigung durch L. F. Werner, Aus einer vergessenen Ecke, 3, S. 4. — Wie manche andere von P. beigebrachte Wendung führt auch *Duuk di, seel, kummt'n platzrügen* (S. 192) älteres Gut fort; denn schon bei Seifried Helbling gibt der Knappe, der zum Trinken ansetzt, seiner *frou sële* den guten Rat *tretet uf ein rippe, wolt ir niht ertrinken* (Seifried Helbling, her. v. Seemüller, S. 32). — Zum Gruss in Aberglauben und Sage endlich s. jetzt auch Handwörterb. des deutschen Aberglaubens 3, 1197 ff.

Marburg a. d. L.

Luise Berthold.

Franz Carl Endres, Das Erbe unserer Ahnen. Bd. 1. Stuttgart, Stuttgarter Verlagsinstitut, XI und 631 S. Gr.-Oktav.

Mit zwiespältigem Empfinden stehen wir dem glänzend ausgestatteten Prachtwerk gegenüber, das uns Franz Carl Endres vorlegt. Der Verfasser ist ein leidenschaftlicher Freund seines Volkes; er will es lehren, seine eigene Kultur zu kennen und zu verstehen, statt nach der Fremde aus-

¹ Nach einigen Stichproben und auch nach dem Verzeichnis S. 252 ff. scheint Literatur nur bis 1924 einschl. benutzt. Verf. hätte gut getan, dies an geeigneter Stelle anzumerken.

zuschauen. Er beginnt seine Erzählung mit den Urzeiten, mit Eiszeit, Klimaschwankung, Verschiebung der Kontinente, führt durch Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, berichtet von dem Glauben jener Zeiten, von einem Lichtglauben der nordischen Rasse, der seine Wirkungen bis nach Indien ausgesendet haben soll, von den Felsbildern des Nordens, von dem Kult der Toten und der Lebenden, von germanischer Kunst, von den Wurzeln der Volkssage, und er führt die Betrachtung herab bis zum frühen Mittelalter. Es sind freilich vielfach recht luftige Gebilde, die er uns zeigt. Er kennt die arische Vorstellung, dass der Tote in das Licht zurückkehre; die ganze Anordnung der Externsteine gewinnt erst einen Sinn, wenn wir sie als eine Station zur Beobachtung der Gestirne betrachten. Eigentlicher Fachmann scheint Endres kaum auf einem der behandelten Gebiete zu sein. So kommt er dazu, etwa Wirths „Aufgang der Menschheit“ zu verwenden, der einen germanischen Gott *Urana* nenne, was noch im heutigen *Urahne* fortlebe. Er behauptet, S. 98: „die germanische Poesie kennt wohl die Minne und preist sie“; er kennt die Runenreihe der Edda und weiss, dass das Wessobrunner Gebet sich auf einem Stein beim Kloster Wessobrunn findet.

Demgegenüber wird aber das Werk wertvoll durch eine Fülle von schönen, trefflichen Abbildungen und Tafeln von Denkmälern der Vorzeit, auch von wenig bekannten, von Bauten und Kunsterzeugnissen späterer Tage. Dass sich darunter auch Bilder von Rekonstruktionen befinden, ist grundsätzlich nicht zu beanstanden. Aber wenn ein moderner Maler ein Semnonenlager ersinnt, oder wenn ein vorgeschichtlicher Edelhirsch gezeichnet wird, uns sogar Bilder aus Johannes Scherr vorgezogen werden, so ist das kaum mehr ernst zu nehmen.

Das Stück des Werkes, das uns am meisten angeht und anzieht, ist die eingeschaltete Uebersetzung der *Germania* des Tacitus. Es gibt zwei Arten der Uebersetzung. Man kann die Vorlage an ihrem Platze lassen, den Leser der Gegenwart zu ihr hinführen. Das ist das Verfahren, das gewöhnlich geübt wird. Oder man kann die Urschrift an den modernen Menschen heranbringen, sie so reden lassen, wie sie reden würde, wenn ihr Verfasser heute lebte: das ist das Verfahren, das Endres mit vollem Bewusstsein geübt hat. Er übersetzt etwa *terra etsi aliquanto differt* (cap. 5) folgendermaßen: „trotz mannigfacher landwirtschaftlicher Differenzierung“; *quis enim scrutatus est* (ebda.) durch „eine geologische Untersuchung des Gebietes hat ja nicht stattgefunden“, *nulla cultus jactatio* durch „man kennt kein Protzen mit der persönlichen Ausrüstung“. Dass die äusserst knappe Rede des Tacitus auf solche Weise manchem verständlicher wird, ist nicht zu bezweifeln. Leider hat aber Endres den lateinischen Text bisweilen nur recht oberflächlich angesehen. So kommt es dazu, dass er *umidior qua Gallias, ventosior qua Noricum ac Pannoniam aspicit* (Eingang von cap. 5) so wiedergibt: „es ist feuchter als Gallien und leidet mehr unter Stürmen als Noricum und Pannonien“, *aram Ulixi consecratam, adjecto Laertae patris nomine* (cap. 3) also: „der von Odysseus seinem Vater Laertes gewidmet gewesen sei“; *in ipso concilio* (cap. 13) wird übersetzt durch „bei dieser Erklärung“.

Bedauerlich ist es, dass ein so guter Deutscher von Fundamentierung, Konsequenzen, Präzession der Nachtgleichen, Tradition spricht.

Zwei Abschnitte des Werkes sind von einem anderen Verfasser bearbeitet: Emil Schwarzkopf stellt das Geldwesen der Frühgermanen dar und handelt über germanische Schmuckbrakteaten.

Giessen.

O. Behagel.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann herausg. von John Meier. 3. Jahrg. Berlin und Leipzig, de Gruyter. 1932. IV, 185 S. 4^o. 14.—, geb. 15.40 RM.

Das Jahrbuch für Volksliedforschung, dessen Band 1 und 2 im Literaturblatt 51, 193 und 53, 155 begrüsst werden konnten, ist der schweren Not der Zeit nicht erlegen. Dank der Hilfe des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist ein dritter Band erschienen, der mehr noch als seine Vorgänger auf der unmittelbaren Arbeit von Mitgliedern des Volksliedarchivs beruht. John Meier verfolgt die Ballade von der Frau von Weissenburg bis zu ihrem geschichtlichen Ursprung, der Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich d. J. von Goseck am 5. Februar 1085. Wilhelm Heiske untersucht „Königskinder und Elsteinstrophe“; H. Schewe zeigt „Neue Wege zu den Quellen des Wunderhorns“; Erich Seemann umschreibt das Verhältnis der Neuen Zeitung zum Volkslied; zugleich dehnt er die schon bisher gegebene Übersicht über die wichtigste Volksliedliteratur auf die Jahre 1929 und 1930 aus und weist (mit Otto Stückerath) weitere Kunstlieder im Volksmund nach. Auf den im Volksliedarchiv geordneten Stoffmassen beruhen die Arbeiten von G. A. Megas in Athen über die Ballade von der Losgekauften und von Fred Quellmalz über die Melodien zu dieser Ballade. Von Johannes Bolte stammen zwei kürzere Beiträge: „Die Liederhandschrift des Grafen Hans Gerhard von Manderscheid“ und „Alte Jenaer Studentenlieder“.

Gemeinsames Ziel aller dieser Arbeiten ist, das Deutsche Volksliedwerk der Zukunft vorzubereiten und zu ermöglichen, dass dort die Wiedergabe der Lieder und die Darstellung ihres Werdens einwandfrei gestaltet werden können. Immer wieder wird dabei deutlich, wie weit die Untersuchungen greifen, wie tief sie gehen, wie innig literarische und musikalische Erforschung ineinandergreifen müssen, wenn unanfechtbare Ergebnisse gewonnen werden sollen. Doch die Scholle festen Landes, auf der man sicher treten und haltbar bauen kann, hebt sich jedes Jahr breiter und tragfähiger aus der Flut der Volkslieder — dank vor allem der weitgespannten Arbeit des Deutschen Volksliedarchivs und seines Jahrbuchs.

Giessen.

Alfred Götze.

Vier Meistergesänge von Heinrich von Mügeln, von Ulrich Kube. Berlin, Ebering. 126 S. 8^o. [Germanische Studien, hrg. von Ebering, 112.]

Kube hat unter den Meistergesängen Heinrichs von Mügeln vier längere Stücke ausgewählt, die die Möglichkeit boten, ein klares Bild des Handschriftenverhältnisses herauszuarbeiten, „den tum, von allen frien künsten, den guldin schillinc, von der kunst Astronomie“. Es ist ihm gelungen, uns einen im wesentlichen durchaus gesicherten Text vorzulegen; gegen seine Durchstellung der Handschriftenverhältnisse ist wohl kaum etwas einzuwenden. So er-